

Studien aus den zwanziger Jahren berufen: An Bergleuten aus dem Erzgebirge, die in stark radonhaltiger Grubenluft ihrer Arbeit nachgingen, hatten die Experten eine erhöhte Anfälligkeit für Lungen- und Bronchialkrebs beobachtet. Als „Schneeberger Lungenkrebs“ war das Strahlenleiden in die Lehrbücher aufgenommen worden und auch US-Ärzten bekannt.

Doch deren Ruf nach Schutzmaßnahmen stieß bei der amerikanischen Atomenergie-Kommission auf taube Ohren. Aus Furcht, die reibungslose Uranproduktion könnte durch den Gesundheitsalarm ins Stocken geraten, verfügten die Atomkommissare strikte Geheimhaltung. Den Vorschlag, die gefährliche Ra-

„Wenn wir die Arbeiter alarmiert hätten“, verteidigt sich Archer, „hätten wir unsere Studien nicht weiterführen dürfen“ – die inzwischen bekannt gewordenen Ergebnisse sind niederschmetternd: Von insgesamt 4200 Uranarbeitern, die über Jahre heimlich beobachtet wurden, sind bislang mehr als 400 an Lungenkrebs gestorben; das sind etwa fünfmal mehr als im Durchschnitt der US-Bevölkerung. In den nächsten 20 Jahren, schätzen die Fachleute, werde sich die Lungenkrebsrate bei den ehemaligen Uranwerkern noch einmal verdoppeln.

„Um 1950“, berichtet Duncan E. Holaday vom amerikanischen Gesundheitsdienst, habe „niemand die Strahlenbelastung im Uranabbau für ein echtes Pro-

stiken, die das Ausmaß der Gesundheitsschäden erkennen lassen, wurden laut Beleites (wie in den USA) jahrzehntelang „streng geheimgehalten“.

Auch in der Sowjetunion dringen, seit Glasnost verordnet ist, Schreckensnachrichten aus dem Uranbergbau an die Öffentlichkeit. Im September 1989 brachte die *Komsomolskaja Prawda* eine Reportage über eine namentlich nicht genannte Industriestadt „am Ufer eines großen Flusses“ in der Taiga: Die Einwohner sind, seit 1955, ausschließlich mit der Uranverarbeitung beschäftigt – ihre durchschnittliche Lebenserwartung, so heißt es in dem Bericht, liege bei 28 Jahren.

Seit feststeht, daß die Urangase weit gefährlicher sind, als früher behauptet wurde, können Amerikas strahlenverseuchte Minenarbeiter auf Entschädigung hoffen. Eine Gruppe von 32 Uranwerkern aus Marysvale, die ihren früheren Arbeitgeber verklagt hatte, erstritt sich inzwischen vor Gericht ein Schmerzensgeld in Höhe von mehr als einer Million Dollar.

Zwei Kongreßabgeordnete und US-Senator Orrin G. Hatch aus Utah haben ein Gesetz vorbereitet, das auch staatliche Entschädigungen für invalide Uranarbeiter oder deren Hinterbliebene vorsieht. Doch das Gesetzesvorhaben scheiterte bislang am Widerstand der Bundesregierung in Washington.



Uranabbau in Colorado (1964): „Damals begannen die Leute wegzusterben“

donluft mit Ventilatoren aus den Gruben abzusaugen, lehnten sie noch 1960 als zu teuer ab.

„Anfang der sechziger Jahre“, erinnert sich Minenarbeiter Higgins, „begannen die Leute hier wegzusterben.“ Spätestens damals wußten die Experten vom Public Health Service, daß ihre düsteren Vorhersagen Wirklichkeit geworden waren. In aller Stille, ohne die Arbeiter je über das sie belastende Krebsrisiko zu informieren, hatten die Gesundheitsbeamten ihre Studien fortgesetzt und, im Verlauf immer neuer Reihenuntersuchungen, den körperlichen Verfall der Uranwerker penibel verzeichnet.

„Gemessen an den Standards von heute“, erklärt der Mediziner Victor E. Archer, der die Untersuchungen bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1979 leitete, „könnte man sagen, daß die Minenarbeiter wie Versuchstiere behandelt wurden; im Grunde haben wir nur zugeesehen, wie sie gestorben sind.“

blem gehalten“. An Warnungen habe es zwar nicht gefehlt, „doch niemand in der Atomenergie-Kommission war bereit, sich damit zu beschäftigen“.

Nicht weniger harthörig blieb, bis in die jüngste Zeit, auch die Atomlobby im Osten. Erst neuerdings gibt es Untersuchungen etwa aus den Uran-Abbaugebieten in der DDR, die auf eine deutlich erhöhte Krebsrate in der Umgebung von Urangruben und der benachbarten Abraumhalden hinweisen.

So publizierte der DDR-Forscher Michael Beleites 1988 eine Studie mit dem Titel „Pechblende“, in der die Folgen radioaktiver Verseuchung im Umfeld von Gera und Zwickau untersucht werden. Dort, wo seit Jahrzehnten Uran gefördert wird, häufen sich seit langem die Fälle von Hodenkrebs und Leukämie bei jungen Männern; Frauen erleiden überdurchschnittlich oft Fehlgeburten, ungewöhnlich hoch ist auch die Zahl von Mißbildungen bei Neugeborenen. Stati-

Humor

## Im Nichts gibt's keine Gegenspur

Ein ehemaliger Kulturreporter aus Köln macht mit ausgesuchtem Blödsinn auf der Bühne Furore.

**T**ommie liebt Rambo, Zombies, „nackte Alte“ und Mopeds, darum schleppt er auch ständig einen rostigen Auspuff mit sich herum. In tiefstem Kölsch stammelt er groteske Filmimpressionen hervor: „Und der Russe, eh, die Alte voll am Abfoltan, eh mitte Kreissäge eh, Super-Kreissäge, echt geil eh, volle Möhre“ – und Tommies Publikum, zumal das weibliche, kriegt sich vor Lachen nicht ein.

Der junge Mann auf der Bühne schwärmt von seinem neuesten Horrorvideo: „Der Zombie, voll dat Augé am Auslaufen“, während zu seiner Verblüpfung „die andern Zombies total am Lachen warn“, denn: „Dat is nich normal eh, der Zombie lacht normal nie, der Zombie is normal immer sauer“ – und die Zuschauer im Alter von 16 bis 60

skandieren im Lispelton ihres Provinz-Rambos „eh suuuper“ und verfallen in besorgniserregende Lachkrämpfe.

Der Typ ist so gnadenlos ordinär, so anarchisch, primitiv und abstoßend grausam, daß jeder, der ihn kennt, sich dafür entschuldigt – zuerst er selbst: „Ich bin ein Sexist“, sagt der Kölner Entertainer Tom Gerhardt, 34, „aber ein ganz lieber, und privat bin ich ein totaler Normalo.“

Frauen hätten bei den ganz gewalttätigen Szenen des Macho-Darstellers „schon zu kämpfen“, räumt die Veranstalterin Angelika Schlicht, 32, ein. „Aber sie lachen auch am schrillsten, denn so isses nun mal.“

Das Kabarettpublikum sei „die Botschaften leid“, erklärt Regisseur Joachim Lang, 34. Da passe „die unverstellte Brutalität“ des Tom Gerhardt als „Realsatire voll in den Trend“.

Daran zumindest ist nicht zu zweifeln. Erst seit 14 Monaten tourt der Kleinkünstler mit seinem Programm „Dackel mit Sekt“ durch die Rheinlande und arbeitet sich durch TV-Auftritte in den Rest der Republik vor. Mit einer sehr beweglichen Physiognomie chargiert er eine Sammlung dankbarer Komikgestalten herunter: den ordinären Zuhälter, die affektierte Sexberaterin, den pastoralen Fernsehprediger. Sie alle werden jedoch von dem Lautsprecher Tommie überdröhnt, den die Fans nach seinem Lieblingshelden Rambo rufen.

Nach über 200 ausverkauften Vorstellungen haben Kritiker den Rotzlöffel zum „Aufsteiger des Jahres“ und zur „Kultfigur“ (*Express*) erkoren. Seine Fans, mal 120 im Kölner „atelier-theater“, mal 1500 in der Bochumer „Zeche“, gebärden sich wie bei großen Rockstars: Die Jungens, ihrerseits mit Auspuff im Arm, grölen die blödesten Texte auswendig mit, jubelnde Mädchen fallen im Gedränge in Ohnmacht.

Der Erfolg des Mannes ist schwer zu ergründen. In unförmiger Hose, die behaarte Brust mit einem billigen Lederwestchen bedeckt, eine dunkelblaue Pudelmütze tief in die Stirn gedrückt, weist Tommie, der Mega-Prolet, nicht eben augenfällige Starqualitäten vor.

Gerhardt selbst nennt seine Wirkung, teils hilflos, teils stolz, „ein Phänomen“. Mit den „absoluten Härtesprüchen“ seiner Tommie-Figur, „gepaart mit Harmlosigkeit“, will der Komiker vor allem junge Leute erreichen, die „nicht Satire sagen, sondern Verarschung“. Da sieht er sein Erfolgserlebnis, wenn die sich plötzlich „lieber mit meinem Westenta-



Komiker Gerhardt: „Volle Möhre“

schen-Rambo identifizieren als mit dem MP-bewaffneten Brutalo auf der Leinwand“. Seine Vorbilder sind Vertreter des britisch-schwarzen Humors wie Monty Python oder Benny Hill.

Gerhardt setzt auf die Schockwirkung einer Direktheit, mit der sich vor ihm zuletzt wohl Ekel Alfred über die Gegebenheiten des Alltags ausgerotzt hat. Wenn sein „komplett aus dem Ruder gelaufener Asi“ (Gerhardt über Tommie) mit halboffenem Mund über „die geilen Titten der total nackten Alten“ im RTL-„Männermagazin“ phantasiert, lachen im Publikum die Herren ab 45 am lautesten – über den Mann auf der Bühne, der ausspricht, was sie nur denken, und damit über sich selbst. „Auch 'ne Katharsis“, meint Tom Gerhardt.

Von den „ganz harten Intellektuellen“ erwartet er, daß sie seine Ironie akzeptieren, „solange der Ironiekult nicht zum Trivialkult wird“. Er weiß einen Großen vom Fach auf seiner Seite.

„Was darf die Satire? Alles“, hat Kurt Tucholsky entschieden. Wer etwa „die Folgen der Trunksucht aufzeigen“ wolle, könne das nicht mit Bibelsprüchen tun, sondern „am wirksamsten durch die packende Darstellung eines Mannes, der hoffnungslos betrunken“ sei – eine sehr wahrhaftige Methode, die laut Tucholsky speziell bei den Deutschen allerdings oft als unangemessene „Kraßheit“ verunglimpft werde.

Der Blitzaufstieg von Drastiker Gerhardt legt nahe, daß sich da etwas bewegt hat. Bei der Edelmarken-Generation ist es womöglich ein Überdruß an gewaschener Seide, geschliffener Baumwolle und desinfiziertem Drumherum,

der das Bedürfnis nach einem „Prol-Kult à la Rambo“ (Gerhardt) auslöst.

Jedenfalls sind es die schicksten Mädchen, die den Künstler nach der Vorstellung beircen, „doch mal privat den Rambo“ zu machen. Und die Jungens von der Schülerzeitung, die Gerhardt im Remscheider Kulturzentrum „Kraftstation“ umlagern, paßten ebensogut in angesehenere Sparten von „Jugend forscht“. Die künstlerisch bislang kaum interessierten Outdrops andererseits erkennen sich auf der Bühne „endlich mal selbst wieder“.

Daß Gerhardt auch Theatergänger erreicht, die den Rambo-Verschnitt eher zum Abgewöhnen finden, liegt vor allem an einem anderen Typen, der im Schatten des Dröhnemannes die Nummernrevue komplettiert. Er heißt Dieter, ein Wach- und Schließmeister mit Blockwart-Mentalität, der auf der Bühne den Vater des mißratenen Tommie abgibt: „Ohne Hausausweis“, sagt er, „würd' ich nich' mal mich selber reinlassen.“

Meister Dieters Wortschatz ist kaum besser entwickelt als der seines Sohnes, aber als Besucher-Gruppenführer in einem Funkhaus will er der Wichtigkeit seiner Funktion entsprechen. Anhand einer Karte erläutert der Dackelfetischist „die Statik des heutigen Teckels“, dessen solides „Beinwerk“ dem „Regelwerk“ des „Teckelklubs Bocklemünd“ entsprechen sollte, in welchem Dieter als Zweiter Hauptkassierer amtiert.

Die Hausmeister-Figur zeigt die Stärke des in Philosophie und Germanistik examinierten Darstellers Gerhardt – Prüfungsthema: „Die Sprachphilosophie des Nicolaus Cusanus“. Der ehemalige Lokal- und Kulturreporter trifft die Sprache seiner Typen auf den Halbton genau. Ein „Hang zum Asozialen“, der Gerhardt im Privatleben zuweilen an die Seite schlichter und schräger Naturen verschlägt, hilft dem Montessori-Schüler, Sohn eines Pianisten und einer Apothekerin, beim Ausfeilen seiner Unterschicht-Charaktere.

Der trottelige Hausmeister Dieter reißt die Zuschauer zwischen Abneigung und Mitgefühl hin und her. Wie ein Außerirdischer behelmt, erklärt er den Sternenhimmel, wo „der Planet ja quasi freihändig im Raume haftet“, was sogar die Wissenschaft „in Buchform zur Kenntnis getätigt“ habe. Wenn Dieter im grauen Kittel durch „die Galaxe“ saust und dabei auf der Autobahn zwischen Köln und Hamburg „das Nichts“ durchquert, erklimmt Gerhardt bei aller Blödelei schon mal die philosophische Höhe großer Clowns.

Als Dieter kurz vor Hamburg wenden will, um seinen Dackel „Bodo von der Hermannsklausur“ Gassi zu führen, stellt der Hausmeister erschrocken fest: „Im Nichts gib't's keine Gegenspür.“ ◀